



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lang, C.: Die Gartenphilosophen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Sammet, Eisenwaaren, Feuergewehre und Schießpulver, Waaren, die größtentheils durch Vermittelung albanesischer Kaufleute, welche mit Häusern in Triest und auf der Insel Malta in Verbindung stehen, aus England und Oesterreich bezogen werden. Der Wein des Landes ist von verschiedener Qualität. Der welcher bei Prizrend und Spek gewonnen wird, verdient Lob, und auch der, den man in guten Lagen am Stutari-See baut, würde den Anforderungen an einen achtbaren Traubensaft entsprechen, wenn die Leute dort Keller besäßen. Ausgeführt wird davon nichts. Die Muslime betrachten, da ihnen das Weintrinken vom Koran untersagt ist, die Trauben nur als Obst, und sie haben die eigenthümliche Gewohnheit, sie einzusalzen, indem sie glauben, daß sie sich dann besser halten, eine Sitte, die neben den in weiten Theilen Griechenlands herrschenden ruchlosen Brauch gehört, den Landwein der Haltbarkeit wegen mit Fichtenpech zu versehen.

So will denn weder die Ausfuhr noch die Einfuhr Albaniens gegenwärtig viel besagen, und, wie gesegnet auch das Land ist, es werden sich diese Zustände, so lange der Halbmond über dem Lande steht, nicht ändern. Unter der Herrschaft der Pforte und ihrer elenden Beamten stockt und verkommt das Leben des reichsten Landes, und so wäre sehr zu wünschen, daß auch hier bald eine Aenderung einträte, daß die Albanesen sich selbst überlassen würden, und daß unter der Anleitung von fremden Gewerbtreibenden und Kaufleuten das Volk inne würde, was für Schätze sein Boden birgt, und allmählich lernte, sie zu heben und zu verwerthen.

Die Gartenphilosophen.

Von C. Lang.

Es war im Sommer des Jahres 26 v. Chr. Heiß lag die Sonne über der ewigen Stadt, und römische Sommerfrischler belebten allerwärts das benachbarte albanische und sabinische Gebirgsland. Am westlichen Abhange des letzteren, in der Nähe des „kühlen“ Präneste, besaß der Lieberdichter Tibull ein ausgedehntes Land- und Waldgut. Eines Nachmittags wandelte er, voll der trüben Gedanken, die ihn seit einiger Zeit beherrschten, und von sentimentalem Weltschmerz gepeinigt, einsam durch den väterlichen Forst. Mania oder, wie er sie mit dem Beinamen der Diana bezeichnete, Delia erwiederte noch immer

Grenzboten. III. 1880.

nicht die heiße Liebe, in der er zu der Schönen entbrannt war. Da kam ein Slave auf ihn zugeeilt und brachte ihm einen Brief von seinem Herzensfreunde Horaz, der sich damals auf seinem nur wenige Stunden nordnordöstlich von Präneſte gelegenen Sabinum aufhielt. Begierig zerschchnitt Tibull das Band der Brieftaſeln, und auf dem Wachs der Innenseite ſtanden die Worte: „Horaz entbietet ſeinem Buſenfreunde Tibull herzlichen Gruß. Wie ich höre, haſt du ſeit einiger Zeit einer dunkeln Stimmung dich hingegeben. Wahrlich, das haſt du nicht nöthig: wem die Götter ſolchen Dichterruhm, ſolche perſönliche Beliebtheit, ſo ſchöne Geſtalt, ſo feſtenfeſte Geſundheit, eine ſo mit Denaren gefüllte Kaſſe verliehen haben und das richtige Verſtändniß des Lebensgenusses nicht verſagt haben, der darf ſein Herz nicht einer grämlichen Stimmung öffnen. Fort mit der Sorge! Genieße den Tag und was er bringt, als wenn er der letzte deines Lebens wäre; um ſo freudiger wirſt du jeden weiteren in deinem Geſchäftsbuche unter „Eingelaufen“ regiſtriren. Ich wenigſtens fühle mich durch ſolche Lebensanſchauung gehoben; und nicht bloß meine Seele und mein Herz dehnt ſich und gedeiht, frei von aller Beklemmung, ſondern auch mein Leib: du würdeſt ſtaunen, wenn du — und das bitte ich dich recht bald zu thun — zu mir kämeſt, wie ich von Feiſtigkeit ſtrohe, ein Ferkel aus der Herde des Epikur.“

Epikur! Der Name erſcheint für den Geſichtskreis der Durchſchnittsbildung unſerer Zeit als die antike Couliſſe, hinter welcher alle Genußſüchtigen auf dieſem Welttheater ihrem Genius Opfer bringen. „Iſt er Epikureer?“ „D nein, er ißt und trinkt ſehr wenig.“ Dieſe Worte aus einem die Jahreszahl 1878 tragenden Roman enthalten die Grundform der Vorſtellung, welche man im 19. Jahrhundert allen Ernſtes noch vielfach von Epikur und Epikureismus hat, in geringer Abweichung von dem nicht eben bezaubernden Bildniß, wie es Horaz am Schluſſe des eben mitgetheilten Briefes mit einem etwas derben Afreſcoſtrich hingeworfen. Beide — Meiſter und Schule — in einem günſtigeren, der Wahrheit entſprechenderen Lichte zu zeigen, iſt der Zweck der folgenden Zeilen. Damit aber der Leſer eine nachhaltigere Einſicht in das Weſen des Epikureismus gewinne, ſo ſoll in unſerem Verſuche die erörternde Darſtellung mit einer Art malender Stilgattung verſetzt werden, durch die wir den Leſer unmittelbar in die — wie wir ſchon jetzt verſichern können — höchſt anſtändige Geſellſchaft der Epikureer einführen und ihm Gelegenheit geben wollen, gleichſam mit eigenen Augen und Ohren von dem Thun und Laſſen der Vielgeläſterten ſich zu überzeugen. Wenige, ganz nebensächliche Punkte der Staffage abgerechnet, beruhen alle Einzelheiten der nachfolgenden „lebenden Bilder“ auf hiſtoriſcher Ueberlieferung.

1. *Ἐπίκουρος* — der Helfer.

Der Aberglaube der classischen Völker weist mehr als eine Erscheinungsform auf, welche dem Beobachter des heutigen Volksglaubens ein Nil novi sub solo entlockt. Dahin rechnen wir die im Alterthume weit verbreitete Ansicht, daß gewisse Leute durch allerlei geheime Künste, durch Zaubersprüche, Knüpfung magischer Knoten u. dergl. ihren Mitmenschen zu schaden, insbesondere Krankheiten bei ihnen hervorzubringen im Stande wären. Dahin rechnen wir aber auch die Thatsache, daß es nicht an Privat- oder Winkelpriestern und namentlich nicht an Frauen fehlte, welche durch Reinigungsprüche und allerlei Manipulationen jegliches Ungemach abwehren zu können vorgaben. Eine solche Sibylle, Namens Chärestrata, lebte ums Jahr 328 v. Chr. auf dem zwei Jahrhunderte früher von Polykrates beherrschten Eiland Samos. Eben wandelt sie wieder in der Stadt von Haus zu Haus, an ihrer Seite ein vierzehnjähriger Knabe von schwächlichem Körperbau, liebenswürdigem, etwas tief-sinnigem Gesichtsausdruck, worin eine Linie theilnahmsvollen Mitleids für die beklagenswerthen Kunden der Mutter hervortritt. Doch was soll der Knabe als Begleiter der Zauberin? Die Mutter hat die Arbeit mit ihrem Sohne getheilt: während sie die nöthigen Operationen und Gesticulationen macht, liest der Knabe aus einem alten Pergamentbüchlein die nöthigen Zaubersprüche vor — wie einst auch Aeschines, der bekannte Gegner des Demosthenes, als Knabe seiner Mutter in ihrer priesterlichen Amtsthätigkeit Beihilfe leistete. Dabei mag ihm so mancher Gedanke über das Unglück der Menschen kommen, ja dann und wann mag durch seine Seele ein Schimmer von dem blitzen, was heute Rationalismus heißt, und ihn einen Augenblick an der Biederkeit des mütterlichen Berufes zweifeln lassen. Doch der Wille seiner in dürftigen Verhältnissen lebenden Eltern gilt ihm alles. So unterstützt er denn auch seinen Vater Neokles. Dieser Nobile mit altem Stammbaum und magerer Kasse war mit einer Colonie von Athen nach Samos übergesiedelt, war bei der Verloosung der Ländereien nicht besonders glücklich weggekommen und hatte daher eine Elementarschule für Kinder des gemeinen Volkes errichtet. In der Führung dieser Schule half ihm dann und wann sein Sohn als „Unterlehrer“ (*ὑποδιδάσκαλος*).

Die genannten Hauptbeschäftigungen des jungen Epikur — so hieß der Knabe —, die fast tägliche Berührung mit dem die Menschen in unsägliches Elend stürzenden Aberglauben und seine frühe Schulpraxis, werden dem Leser im weiteren Verlaufe der Darstellung als zwei Dinge erscheinen, welche auf Inhalt und Methode des Amtes, dessen später der Mann Epikur waltete, einen unleugbaren Einfluß geübt haben. Sene, die Berührung mit dem Aberglauben,

klingt mächtig durch sein ganzes System wie ein *La providence c'est le mal*, diese, die frühe Lehrpraxis, spiegelt sich in den — man gestatte den Ausdruck — Seminarübungen seiner Schule deutlich ab.

Eines Tages dictirte — so geht die Sage — der Vater den Schulknaben, unter denen heute Epikur selber saß, folgende Verse des Hesiod:

Anfangs herrschte das Chaos; das Chaos aber erzeugte
Dunst und die dunkle Nacht; und die Nacht, sie erzeugte den Aether
Und den Tag.

„Woher entstand aber das Chaos?“ unterbrach Epikur lebhaft den Vater. Mit einem „Das gehört nicht hierher“ kam dieser über die verfängliche Frage hinweg. Von dieser Stunde an suchte Epikur alle Elementarlehrer und Sophisten in Samos mit seiner Frage heim, und als ihm niemand Auskunft geben konnte, schmähte er wie ein Alter auf alle Schulmeister und Advocaten, und sein Entschluß, zur Fahne der Philosophie zu schwören, war gefaßt. Zwar stand seine allgemeine Bildung, soweit sie damals durch rhetorische, musikalische, mathematische und andere Studien gewonnen wurde, auf dem Gefrierpunkt, und: „Ich kann schwimmen und kenne die Buchstaben“ — das war die einzige Waffe, mit der er sich gegen den Vorwurf der Ungebildetheit schützen konnte. Aber natürlicher Verstand und eine bedeutende Unmittelbarkeit der Empfindung scheinen bei ihm jene allgemeine Bildung, insofern sie als Vorstufe philosophischer Denkarbeit zu betrachten ist, reichlich ersetzt zu haben. Von dem Besitz dieser Naturgaben war denn auch der Mann Epikur sehr überzeugt, und obwohl es nicht zu bezweifeln ist, daß er in seiner Jugend auf Samos philosophischen Unterricht genossen hatte, wollte er doch immer als Autodidakt gelten. Nach seiner eigenen Aussage studirte er die Werke des Anaxagoras, des berühmten, wegen Atheismus von den Athenern vertriebenen Freundes des Perikles, sowie die des „lachenden“ Philosophen Demokrit, jenes bekannten Schöpfers des physikalischen Materialismus, auf welchen nach den neuesten Forschungen „all die Fülle des Wissens zurückzuführen ist, die wir an Aristoteles in so hohem Grade bewundern“. Auch wandte er seine Aufmerksamkeit dem System Aristipps zu, welcher den Genuß für den Zweck des Daseins erklärte, nicht ohne zu betonen — und das hatte er bei Sokrates gelernt —, daß Selbstbeherrschung und Besonnenheit allein genußfähig machen. Zu Anaxagoras zog Epikur seine Abneigung gegen den Aberglauben, dessen verheerende Einwirkung auf das menschliche Dasein er als Knabe schon kennen gelernt hatte, Demokrits Atomistik aber und Aristipps die Sinneempfindung als vollwerthig und vollwichtig anerkennende Lustlehre lieferten ihm bedeutsame Bausteine für sein philosophisches System, welches, um mit dem Aberglauben gründlich aufzuräumen und das Individuum auf sich selbst zu stellen, die Gottheit aus der Natur und aus

der menschlichen Seele verbannen mußte. — „Aber wo bleiben die Gartenphilosophen?“ wird der Leser fragen. Wir stehen an ihrer Pforte.

2. Meister und Schüler.

Ein ausgedehnter Garten in Athen, rings um eine kleine Villa sich verbreitend, in üppigem Grün prangend, sinnig einfach geordnet und lauschig abgeschlossen — es ist der einzige und erste Garten in der Stadt: er gehört Epikur. Edle Männer und Frauen treten durch die Pforte ein, über welcher die Inschrift steht:

Fremdling, hier wirds wohl dir sein;
Hier ist das höchste Gut die Lust.

Sie wandeln in lebhaftem Gespräche auf und ab.

„Habt ihr von der neuesten Maßregel des Tyrannen gehört?“ sagte Metrodorus, der Lampsakener. — „Nun?“ lautete die fragende Antwort. — „Er hat aus dem Peiräeus alle Leute von zwanzig bis zu fünfzig Jahren durch seine Schergen auf seine Riesenfahrzeuge schleppen lassen, um sie als Ruderknechte einzustellen.“ — Der „Tyrann“ war jener weichliche und grausame König Demetrius, der damals, um die Mittel für einen Eroberungszug nach Asien aufzubringen, seine Unterthanen mit den raffiniertesten Drangsalen heimsuchte. — „Da habt ihrs; wenn das Volk sich alles gefallen läßt, muß es ja so kommen,“ entgegnete Timokrates, Metrodorus Bruder. — „Und wir, denke ich, die wir bis jetzt uns vom Staate fern gehalten, haben offenbar nicht recht gethan, mit diesem schlechten Beispiel der großen Masse des Volkes voranzugehen, in dessen Adern doch noch ein paar Tropfen von dem Blute der Helden von Marathon rinnen.“

„Fragen wir den Meister,“ rief da Leontion, die Gattin Metrodorus, als in demselben Augenblick Epikur aus der Villa trat. Seine hochgewölbte, reichlich durchfurchte, von spärlichem Haar umspielte Stirn, seine edlen Gesichtszüge, seine sanft geschwellten, zum milden Lächeln halb geöffneten Lippen — alles das von dem Glanze eines hellen, heiteren Auges umstrahlt und regiert, verrieth den ausgesprochenen Denker wie den guten Menschen mit der harmonischen Seele; die Würde des Mannes betonte ein grauer Bart, der bis zur Brust herabhäng, und über die ganze Erscheinung des in ein blendend weißes Gewand gehüllten Philosophen war ein Zauber ausgegossen, welcher die fast göttliche Verehrung begreifen ließ, mit der ihm seine Jünger und Jüngerinnen anhängen. Alle umringten ihn, um ihm die Rechte oder die Brust oder die Kniee zu küssen. Als die Begrüßung vorüber war, brachte Leontion ihr von Timokrates beregtes Anliegen vor. Allein der Meister antwortete: „Zuerst die Pflicht! Ueber dein politisches Thema will ich gern nachher beim Mahle reden. Jetzt aber, wißt ihr, gilt es, uns noch einmal das ganze Gebiet des wichtigsten

Theils der Philosophie, dem die anderen Theile nur dienen, der Ethik, uns zu vergegenwärtigen. Ihr habt doch alle die *νόμιαι δόξαι*, unser Moralbrevier, tüchtig studirt, daß auch kein Wort euch im Gedächtniß mangelt? Legt euch also in den Schatten dieses Ahornbaumes.“ Und sofort begann er, selbst an den Stamm des Ahorns angelehnt, die Repetitionsstunde.

Wir wollen den Leser hier nicht mit dem ganzen Examen behelligen: es genügt für unseren Zweck, wenn wir einige Aphorismen aus der epikureischen Ethik mittheilen.

Die Götter kümmern sich nicht um die Welt; aber des Menschen Seele hat auch nichts mit einem Jenseits zu thun, sie stirbt mit dem Körper. — Der Zweck des menschlichen Daseins ist das Wohl des Individuums; das höchste Gut ist daher die Lust, das höchste Uebel der Schmerz. Es giebt aber verschiedene Arten und Grade der Lust und des Schmerzes, und es kann der Fall eintreten, daß wir eine Lust nur durch Verzicht auf andere oder nur mit Schmerzen erkaufen, daß wir umgekehrt einem Schmerze nur durch Uebernahme eines anderen oder durch Verzicht auf eine Lust entgehen können. In diesem Falle muß man mit Rücksicht auf Nutzen oder Schaden, den die einzelnen Lust- und Schmerzempfindungen gewähren, je nach Umständen das Gute wie ein Uebel und das Ueble wie ein Gutes behandeln und der Lust entsagen, wenn sie größeren Schmerz im Gefolge hat, und zur Erlangung größerer Lust Schmerz übernehmen. Jede positive Lust, z. B. das Essen und Trinken, beruht auf einem Bedürfniß, mithin auf einem Schmerze, im erwähnten Beispiele auf Hunger und Durst; also besteht das eigentliche Ziel der Lust nur in der Schmerzlosigkeit, und das Gute in der Freiheit von Uebeln. Diese Schmerzlosigkeit ist theils körperlich, theils geistig; die geistige heißt Seelenruhe, *εὐραχία*. Wie die positive Lust des Geistes, weil sie nicht bloß auf die Gegenwart, sondern auch auf Vergangenheit und Zukunft sich erstreckt, werthvoller ist als die mit dem Augenblick verrinnende des Körpers, so ist auch die Seelenruhe höher anzuschlagen als die körperliche Schmerzlosigkeit; zum vollständigen Glücke gehören beide. — Zur Seelenruhe verhelfen die Einsicht, die Mäßigung, die Standhaftigkeit und die Gerechtigkeit — die vier Cardinaltugenden. — Die Einsicht macht uns allein frei; sie zu erwerben ist es nie zu spät noch zu früh. Sie ist unverlierbar, die Mutter aller Tugenden, die Mutter alles wahren Glückes, und sie lehrt uns, daß man nicht wahrhaft glücklich sein könne, ohne weise, edel und gerecht zu sein. Es ist besser, mit Einsicht und Verstand äußerem Unglücke preisgegeben zu sein, als ohne Einsicht und Verstand in äußerem Glücke zu leben. Der Anfang des Heils ist die Erkenntniß der Sünde. — Die Mäßigung ist uns von der Natur selbst geboten. Sie hat das Nöthige leicht beschafflich und das Schwerbeschaffliche unnöthig gemacht; sie sorgt also genügend für unser Glück,

wenn wir nur ihre Gaben dankbar zu würdigen wissen und das, was wir haben, nicht über dem vergessen, was wir wünschen. Der Weise braucht bei Wasser und Gerstenbrod den Zeus nicht zu beneiden, aber darum doch nicht als Bettler zu leben; die Genügsamkeit liegt nicht im Weniggebrauchen, sondern im Wenigbedürfen. Der ehrbare Kleinbesitz bringt volle und reine Freude. Für wie viele schon ist der Erwerb von Reichthümern nicht das Ende, sondern nur die Aenderung des Glends gewesen! Das Reichwerden besteht nicht im Anlegen von Geldern, sondern im Ablegen von Begierden. Wer den morgenden Tag am wenigsten bedarf, tritt mit dem größten Genusse in denselben ein. Der Weise geizt nicht nach Ruhm und kümmert sich um die Meinung der Menschen nur in so weit, daß er nicht verachtet sein will; denn damit wäre seine Sicherheit gefährdet. — Die Standhaftigkeit ist um so mehr zu beobachten, als die heftigsten Schmerzen entweder nicht lange anhalten oder unserm Leben ein Ende machen, die minder heftigen aber zu ertragen sind, weil sie überwiegende Lust nicht ausschließen. Sollte jedoch alles mögliche Ungemach sich in einer Person vereinigen, so daß etwa ein Blinder zugleich taub und von heftigsten Körperschmerzen unaufhörlich gepeinigt wäre, dann stände nichts im Wege, sich selbst von den Brettern der Welt zu verabschieden. Lächerlich aber ist es, zum Tode aus Ueberdruß am Leben zu eilen, wenn man durch die Art des Lebens das Verlangen nach schnellem Tode in sich selbst wachgerufen hat. — Die Gerechtigkeit, d. i. das Rechtlichhandeln, ist besonders deswegen zu pflegen, weil sie allein es uns möglich macht, ohne den Schmerz jener Furcht zu leben, welche den Verbrecher nie verläßt. Das Rechte soll man nicht nach dem Buchstaben üben, sondern nach dem Geist der Gesetze, aus bloßer Freude am Guten, auch wenn unser Handeln ganz verborgen bleibt. Mit der Gerechtigkeit verträgt sich das Mitleid und die Verfühlichkeit gar wohl. — Wohlthaten erweisen gewährt höheren Genuß als Wohlthaten empfangen. — Die Tugend allein ist von der Lust unzertrennlich, alles Uebrige kann als vergänglich von ihr getrennt werden. . . .

An das Examen schlossen sich verschiedene Ausfälle Epikurs auf Zeno und seine Anhänger, welche in einer mit Gemälden ausgeschmückten Säulenhalle (*σολέα*) den Sitz ihrer Schule aufgeschlagen hatten und deswegen — namentlich auch im Gegensatz zu den Philosophen im Garten des Epikur — Hallenphilosophen (*Stoiker*) hießen. Diese erklärten für das höchste Gut die Tugend und entwickelten von diesem Princip aus eine dann und wann recht stark nach der Schminkeflasche riechende, excentrisch pathetische Ethik. Von hohem Koffe herab zerzausten sie die Epikureer in der unbarmherzigsten und ungerechtesten Weise, indem sie nur an deren Oberfuß von der Lust anknüpften und ihre weitere Erklärung dieses Principis ignorirten. Zeno selbst bezeichnete in einem Briefe, den er einige Jahre später an den makedonisch-griechischen

König Antigonos Gonatas richtete, die Lehre Epikurs als eine die Jugend verweichlichende; Zeno's dritter Nachfolger aber, Diotimos, entblödete sich sogar, unflätige Briefe unter dem Namen Epikurs in Umlauf zu setzen. Wenn auch das Urtheil des Antonius Bonciarius, eines Pariser Professors aus dem 16. Jahrhundert, daß von allen alten Philosophen sich niemand mehr der Wahrheit genähert habe als Epikur, sich niemand weiter von der Wahrheit entfernt habe, als die Stoiker, allzu schroff sein mag, so haben doch folgende Worte, mit denen Epikur seine Repetitionsstunde abschloß, volle Gültigkeit:

„Was wollen eigentlich diese Hallenphilosophen?“ sagte er. „Sind wir denn so weit von einander verschieden? Sie suchen die Tugend als das höchste Gut und finden das Glück. Wir suchen das Glück, d. i. die Schmerzlosigkeit und finden als einzig dahin führenden Weg die Tugend. Und wie steht es mit der stoischen Apathie den Schmerzen gegenüber? Im einzelnen Falle zeigen wir den gleichen Muth — andererseits sind sie mit dem Selbstmordsrecept, das sie sich wohlfeil von einer innern, wie sie sagen, göttlichen Stimme verschreiben lassen, viel flinker bei der Hand als wir. Was ich aber an ihrer Philosophie geradezu abscheulich finde, das ist, daß sie mit der rigorosen Beurtheilung jeder inneren Regung, jedes Affects, auch dem Mitleid und der Veröhnlichkeit die Thüre ihres Pflichtenreiches weisen und so alle Menschenfreundlichkeit in sich ersticken.“

Während der Uebungsstunde in Epikurs Garten eilten jugendliche Sklaven, die theils Epikur, theils seinen Schülern gehörten, und von denen einer das Amt des Kellners (*τραπέζοποιός*) besorgte, im aufgeschürzten Chiton geschäftig durch den Gartensaal der kleinen Villa, ordneten und säuberten, breiteten über die Sophas die bunt durchwirkten Teppiche, legten die farbig gestreiften, runden Kissen zurecht und zündeten auf den Candelabern die mit frischem Oele versehenen Lampen an. Die Dämmerung war hereingebrochen. Auf eine Einladung Epikurs begab sich die Gesellschaft in die Villa. Sklaven lösten ihnen die Riemen der Schuhe, andere brachten Becken herbei, in welche aus schön geformten Kannen über die Füße der auf den Sophas sitzenden Wasser ausgegossen wurde. Hierauf stellten die Sklaven eine große Anzahl niederer Tischchen auf, je einen für zwei auf einem Sopha (*κλίνη*) befindlichen Gäste. Die nun folgende Mahlzeit bestand aus Wasser und dem hellenischen Nationalgericht *μαζα*, einem aus Gerstenmehl bereiteten und in einer runden Form getrockneten Teig, von dem man je nach der Flüssigkeit, mit welcher er angefeuchtet war, verschiedene Sorten unterschied; einige hatten — das Mahl war dem epikureischen Gebrauche zu Folge ein Piknik — auch Bohnen beischaffen lassen. Leontion saß — die Frauen saßen bei Tisch, während die Männer lagen — neben Epikur, Themista, die Gattin des Lampfakeners Leonteus, neben Metrodor, Philanis, eine Schriftstellerin aus

Leukas, neben Leonteus, Neokles, Epikurs Bruder, hatte neben Polyän, dem vormaligen Mathematiker, Timokrates, der später „abfiel“, neben Aristobul, einem anderen Bruder Epikurs, Amynomachos neben dem Mitylenaeer Hermarch, dem ältesten Schüler des Epikur, Platz genommen. Die Themata der Unterhaltung waren bunt. Hier pries man die schriftstellerische Fruchtbarkeit des Meisters, der in der That nächst dem Stoiker Chrysypp unter allen alten Philosophen am meisten geschrieben hat; dort wurde — und darauf that sich die epikureische Schule wegen der Beziehung der betreffenden Fragen zum Aberglauben ganz besonders viel zu gute — Meteorologischs erörtert, und man gab über Wolken, Regen, Donner, Blitz, Schnee, Gluthwinde, Hagel, Reif, Eis, Regenbogen, Sternschnuppen, Vulkane, Kometen u. dgl. allerlei mögliche und unmögliche Erklärungen zum Besten. Die Annahme, daß die Sonne beim Untergange erlösche, wollte Hermarch damit stützen, daß man an der Küste des Oceans das Meer zwischen höre, wenn sie hineinsinke. „Das scheint mir ein Märchen,“ wendete sein Tischnachbar Amynomachos ein. — „Was ich gesagt, steht in des Meisters Schriften“ — diese siegesgewisse Antwort Hermarchs schlug alle Zweifel des Amynomachos und derer, welche dem Gespräche zugehört, ebenso unfehlbar nieder, wie ein *Αντὸς ἔγα* (Er hat's gesagt) im pythagoreischen Freundeskreise. Andere, in der Nähe Metrodors, plauderten über ein weiteres Lieblingsthema, über die seelischen und leiblichen Vortheile der Mäßigung und Enthaltksamkeit. Metrodor erzählte, wie er durch fortwährende allmähliche Einschränkung dahin gekommen sei, für eine gewöhnliche Mahlzeit nur einen Obolos auszugeben, und drückte die Hoffnung aus, bald den Meister zu erreichen, der für das tägliche Mahl sich mit einem Aufwand von $\frac{3}{4}$ Obolos begnügte. „Von meinen Mahlzeiten,“ fuhr er fort, „kann ich das Wort gebrauchen, das man von den platonischen sagte: ‚Sie schmecken auch den andern Tag noch gut.‘“ — „Erinnerst du dich,“ rief Leonteus vom nächsten Sopha herüber, „an die Zeit, wo Demetrius Poliorketes — es war, glaube ich, vor sieben Jahren — Athen belagerte? Ich war gerade mit meiner Frau von Lampakos unserem theueren Meister hierher nachgezogen. Der Scheffel Weizen kostete damals 300 Drachmen. Da zählte uns Epikur die Bohnen kopfweise zu. Nie zuvor war ich gesünder als zur Zeit dieser Hungersnoth. Seitdem ist es bei uns Hausordnung geworden, gewöhnlich nur eine tägliche Mahlzeit zu nehmen.“

Als eine kleine Pause entstand, benutzte sie Leontion, welche, selbst Schriftstellerin, bis jetzt mit Epikur über Schriftstellerei, namentlich über die von ihm systematisch vereschmähte Sitte Citate einzuflechten sich lebhaft unterhalten hatte, um die vor der Uebungsstunde in Anregung gebrachte Frage über das Verhalten zum Staate an den Meister zu stellen. „Meister,“ sagte sie, „du hast vor der Uebungsstunde versprochen, uns deine Ansicht über Politik kund zu

thun.“ — „Wohl,“ entgegnete Epikur, „jetzt ist die Zeit dazu,“ und er begann — eine lautlose Stille war eingetreten — also zu sprechen: „Ein menschliches Leben, meine lieben Freunde, ist natürlich nur innerhalb der menschlichen Gesellschaft zu denken. Aber nicht alle Formen des Gemeinlebens haben den gleichen Werth. Während ich auf die Freundschaft den höchsten Preis setze, hat für mich der Staat den geringsten Reiz; das knüpft sich eng an unser Princip vom Wohle des Einzelwesens an, demzufolge wir auf eine freigewählte, nach der Individualität und nach der individuellen Neigung gebildete Verbindung mit Anderen größeren Werth legen, als auf diejenige, worin sich der Mensch vor aller Wahl als Glied eines natürlichen und historischen Ganzen gesetzt und bestimmt findet. Der Zweck der staatlichen Verbindung ist der äußerliche des Schutzes, das Recht ist ursprünglich ein Vertrag zu gegenseitiger Sicherung, und die Gesetze sind keine einzelnen Paragraphen. Recht und Gesetz sind daher nicht an und für sich, sondern nur um eines Anderen willen verbindlich und können jederzeit geändert werden. Wir werden uns daher nur in soweit mit politischer Thätigkeit befassen, als dies zu unserer Sicherheit nöthig ist. Im Allgemeinen aber lebt der Privatmann ruhiger und sicherer als der Staatsmann, und die Staatsgeschäfte stehen der Weisheit und Glückseligkeit des Menschen entgegen. Wenn also Zeno sagt: ‚der Weise wird sich politisch beschäftigen, wenn ihn nichts daran hindert,‘ so sage ich: der Weise wird sich von Politik fernhalten, wenn ihn nicht dringende Umstände zum Gegentheil zwingen. Zu solchen dringenden Umständen gehört z. B. ein politisches Temperament. Wer ein solches hat, würde unglücklich sein, wenn man ihn von staatlicher Thätigkeit abhielte; dieser mag denn wacker sich in den Staatswagen spannen, just damit seine Seele Ruhe hat.“

„Dank, göttlicher Meister,“ rief Leontion; „Dank erhabener Bruder,“ rief Neoflex; „das stimmt ja trefflich zu unserem Wahlspruch *Αἶθε βιώσας* (Lebe in der Stille).“ — „Jedenfalls,“ meinte beistimmend Hermarch, „ist die politische Thätigkeit ein heikel Ding, insofern die Volksgunst dabei ins Spiel kommt; um diese aber sich zu bemühen ist gewiß des Weisen nicht würdig, und ich muß oft über den eiteln Demosthenes lächeln, welcher bei jeder Gelegenheit erzählte, daß, als er an einem Brunnen vorüberging, eine Wasserträgerin der anderen ins Ohr raunte: ‚Das ist der berühmte Demosthenes!‘“ — „Der Mann hatte eben vor Anderen, aber nicht mit sich zu reden gelernt,“ warf stolz schmunzelnd die jugendliche Philanis ein. Und Metrodor rief bedeutungsvoll: „Mein Wahlspruch in politischer Beziehung ist: Weder Löwe noch Mücke. Denn jenem geht man aus dem Wege, und bei der Mücke lauert man auf den passenden Augenblick, sie todt zu schlagen.“

„Aber,“ nahm da Timokrates das Wort, indem er sich an Epikur wandte,

„wenn das Recht, wie du vorhin sagtest, geändert werden kann, wäre da nicht das Einzigrichtige, daß alle Bürger an der Regierung und zwar in gleicher Berechtigung sich theiligten, auch alle in Bezug auf den Besitz gleich ständen?“ — „Ein schöner Gedanke — aber die Münze hat eine abscheuliche Rehrseite,“ versetzte Leonteus, an den ersten Theil von Timokrates' Vorschlag anknüpfend, „so viel Köpfe — so viel Sinne. Indes!“ — fuhr er mit Bezug auf den zweiten Theil fort — „da kommt mir doch ein Gedanke: wir Epikureer wenigstens sollten allen Besitz wie die Pythagoreer zu Gemeingut vertheilen!“ — „Ei, was redest du ungeschickt!“ fiel ihm da bedeutsam mit strafendem Blicke und Tone Epikur in die Rede. „Eine solche Maßregel könnte nur auf gegenseitigem Mißtrauen fußen; wo aber Mißtrauen, da ist keine Freundschaft.“ Die allgemeine Verblüffung über dies gewaltige Wort des Meisters führte eine sekundenlange Pause herbei. Endlich nahm Metrodor den Faden wieder auf, benutzte die Verdammung der Gütervertheilung im Großen und Kleinen zu einer Ueberleitung des Gesprächs auf den homerischen *εἰς βασιλεύς*, den „einen König“, und entlockte so dem Meister eine warme Lobrede auf die Monarchie.

„Noch ein äußerliches Moment fällt mir bei,“ leitete dann Epikurs Bruder Aristobul das Gespräch weiter, „warum wir im Allgemeinen der Politik den Rücken kehren müssen. Wir verschmähen ja grundsätzlich die Rhetorik, welche doch das allergläufigste Werkzeug dem Staatsmann an die Hand giebt.“ — „D nein,“ rief Epikur laut, „die praktische Rede, die politische wie die gerichtliche, ist eine Sache der Uebung und der augenblicklichen Erregung; wer die Kunststückchen der Rednerschule gelernt hat, ist deswegen noch lange kein guter Staatsmann. Eine besondere Theorie der Rede zu studiren halte ich daher für ebenso unnöthig und für menschliche Glückseligkeit bedeutungslos als das Studium der Mathematik, der Poesie, der Dialektik, der Astronomie. Daß aus allem diesem Kram für die Glückseligkeit kein Hälmchen sprießt, wie schön hat es nicht jüngst unsere Leontion in ihrem Buche gegen Theophrast ausgesprochen!“ — Ein freundiges Roth überflog das Gesicht der Nachbarin. Ihr Buch war — nach dem Zeugniß Ciceros — geistreich geschrieben und übertraf in Bezug auf reines Attisch alle Werke Epikurs. — „Von diesem Capitel kann ich auch sprechen,“ meinte da Polyän; „ich war Mathematiker, aber die Vergleichung der Wirklichkeit, z. B. der wirklichen Erscheinung des Mondes und der Sonne, welche entweder gerade so groß sind als sie scheinen, oder ein klein wenig größer oder auch kleiner — die Vergleichung, sage ich, der Wirklichkeit mit den Sätzen der Mathematik hat mich gelehrt, daß die ganze Geometrie falsch ist, und Pythagoras hat mit seinem *Μηδεις ἀγεωμέτρητος εἰσιτω* (Kein Geometriker darf bei uns eintreten) der wahren Philosophie gewaltigen Schaden zugefügt. Wer weiß, ob nicht einmal ein solcher Mathematikus beweist, daß die gerade Linie nicht immer der nächste

Weg von einem Punkte zum anderen sei, oder daß es mehr als drei Dimensionen geben könne?“ — Die Ahnung war nicht ganz verkehrt. — „O ja,“ fiel Epikur lebhaft ein, „es sollte mich auch nicht wundern, wenn es in hundert Jahren einem Querkopf von der Sorte des Theophrast einfiele zu behaupten, daß wir mit unserer gemüthlichen Seelenruhe auf dieser Erde um die Sonne herumschwirren und die Sonne selber, deren Bewegung doch jedes Kind sieht, still steht.“ Auch das war wieder ein vermessenenes Prophetenwort, denn ein Jahrhundert später legte Aristarch (Copernicus ante Copernicum genannt) den unbegreiflichen Satz seinem astronomischen Lehrgebäude zu Grunde — freilich nur, um als sonderbarer Kauz verlacht zu werden.

„Aber die Poesie wirfst du doch gelten lassen,“ warf die schwärmerische Philanis ein. — „Im Großen und Ganzen,“ antwortete Epikur, „bin ich deswegen ein Feind der Poesie, weil von ihr so viele religiöse Irrthümer genährt werden, die ja nur dazu dienen können, den Menschen zu beunruhigen.“ — „Aber sie enthält doch so viel Süßeinschmeichelndes, Wunderbares.“ — Da versetzte gewichtig der Meister: „Die Wahrheit ist wunderbarer als die Dichtung: ich lasse mir nur diejenige Dichtung gefallen, welche menschenbeglückende Wahrheit in Ohr und Geist erfreuende Form gießt.“ — Metrodor fügte prahlerisch hinzu, daß er, wenn er auch keine Zeile im Homer gelesen hätte und nicht wüßte, ob Hector Troer oder Grieche gewesen, sich keinen Augenblick darüber Kummer machen würde. Etwas glimpflicher kam die Musik weg, auf welche jetzt Aristobul das Gespräch lenkte. „Sie gehört,“ sagte der Meister, „entschieden in das Gebiet der Lust und hat früher wohl mehr dahin gehört als jetzt. Was ich aber durchaus leugne, das sind die moralischen Wirkungen derselben, und was ich wie die fallende Sucht hasse, das sind die irrlichtelirenden Tischgespräche über Musik. Wer in diesem Punkte viel erlebt hat wie ich, der weiß, daß selbst eitle Frauen nicht so viel Farbe aufwenden, um ein schön schwarzes oder hochblondes Haar herzustellen, als über Musik süßelnde Verständnißvermeintlichkeit und begömmender Heuchelenthusiasmus auf den Fälschermarkt getragen wird.“

Endlich mußte auch noch die Kunst der Aerzte, gegen welche Metrodor ein besonderes Buch geschrieben hatte, mit dem Kleinkasten des banausischen Blutgerichts traurige Bekanntschaft machen, und das merkwürdige Kraftwort des Meisters: *Φεύγε, ὦ μακάριε, πᾶσαν παιδείαν τὸ ἀκάτιον ἀράμενος* (Fliehe, Glücklicher, mit vollen Segeln vor aller Bildung) schloß das sonderbare Geplauder ab.

Es war etwas spät geworden, und die Zeit war gekommen, das Geschenk des allbändigenden, allbeglückenden Schlafes entgegenzunehmen. Mit den Worten: „Bleibt gesund!“ stand Epikur auf, und unter einem herzlichen: „Wir grüßen dich,

Meister!“, das aus der Corona erscholl, verließ er den Saal. Seine Freunde verlangten von den Dienern die Sohlen und machten sich auf den Heimweg, indem den einzelnen Gruppen von Sklaven getragene Fackeln voranleuchteten; unterwegs wurden noch einige Festanordnungen für den folgenden Tag besprochen — den 54. Geburtstag Epikurs.

Wir aber schauen daß verblüfft dem Meister und seinen Schülern nach. Wenn wir nicht wüßten, wie mangelhaft Epikurs Erziehung war, wenn wir nicht beherzigten, daß Le système c'est moi von Epikur so gut gilt wie von vielen anderen Erdenböhen, so könnten wir Epikur aus Banauische grenzenden und nur entfernt mit Rousseau'schen Ideen auf eine Linie zu stellenden Bildungsschauer nicht begreifen. Damit hängt aber auch die Saloppheit seines Stils zusammen, welche Cicero ihm wiederholt vorwirft und welche aus seinen Werken, soweit sie bei Diogenes Laertius und auf herculanischen Papyrusrollen erhalten sind, mit nichten wegzudisputiren ist; und wie sehr man auch den gesunden Sinn loben mag, mit welchem Epikur die „zur Sophistik gewordene, mehr verwirrende als klärende“ Dialektik, die Athletik der Gelehrten, verwarf, wie wohlthätig auch in seinen Schriften die sehr beschränkte Anwendung von Kunstausdrücken im Gegensatz zu stoischen Willeleien auffällt, so können wir uns doch — ganz abgesehen von seinen gesuchten, bisweilen etwas verben Metaphern und seiner „gespreizten, auf Stelzen gehenden“ Redeweise überhaupt — des Eindrucks einer nachlässigen Logik im Einzelnen nicht erwehren.

(Schluß folgt.)

Die Darstellungen der Pietà in der italienischen Kunst.

Von Paul Schönfeld.

Zu den charakteristischen Merkmalen, durch welche sich in der Kunstgeschichte die Perioden des Verfalls von den Zeiten des Emporstrebens und der Blüthe unterscheiden, ist auch die mehr und mehr in den Vordergrund tretende auf Neuheit gerichtete Tendenz der producirenden Kräfte zu zählen. Es wiederholt sich die Erfahrung, daß auch die höchsten geistigen Errungenschaften nur auf beschränkte Dauer einer Nation genügen, daß auch sie bei veränderter Geistesrichtung nicht in ihrem Werthe, wohl aber in der allgemeinen Werthschätzung sinken und oft für lange Zeit, wenn nicht für immer, ihren Einfluß auf das nationale Geistesleben verlieren. Als die großen Göttergestalten des hellenischen